

harrende der Sprache, das gehaltene Maß ihrer Äußerung, das langsame Schreiten, die ausgeruhte Geste. Aber eben in dieser Verhaltenheit des Ausdrucks weisen die Dinge im Kleinsten noch auf ein Unendliches, Unabsehbares hin. So gewinnt alles Geschehen innerhalb der bindenden Zeitlichkeit des Augenblicks eine innere, seelische Zeit, in der ein Ewig-Zeitloses ansichtig wird.

„Gaben der Gnade“ (1954) – auch in den Gedichten wollen sie zum heilenden Dienst am Leben werden. Auch sie schöpfen aus dem Zeitlosen und bringen dessen Kräfte als „Helfendes, Heilendes, Läuterndes“ zu seelischer Ausstrahlung. Denn „Groß war die Nacht“ (1933), aber der Dichter entzündet und hütet in priesterlichem Tempeldienst die heilige Flamme. Sein Amt ist darum das Bewahren einer Innerlichkeit, in der die Wachstumskräfte aus Ursprung und Heimat immer wieder, wie vom Beginn her, neu erfahren werden und dem Gefährdenden wehren. Die Andacht vor den Dingen hält dem Schauen und Fühlen dann jene Tiefe offen, in der ihr Leben und das eigene Leben zusammenschwingen.

Bewahren – darin also erkennt Heuschele den eigentlichen Auftrag des Dichters in einer Weltstunde, in welcher der Mensch auf allen Gebieten seines Denkens und Handelns, im geistigen nicht weniger als im politischen Geschehen, vor das Ungewisse gestellt ist. Eben in diesem Bewahren gründet das ungemein ausgeprägte Bewußtsein der Sendung, die der Dichter in der Krisenzone einer solchen Verwandlungszeit zu erfüllen hat. Denn die Ehrfurcht vor dem Leben, dessen schöpferische Energien in allen Leistungen der Kultur offenbar geworden sind, öffnet ihm nicht nur den Blick auf den weitesten geistigen Raum, sondern legt ihm auch die Verpflichtung auf, aus den Schächten vergangener Zeiten

jene Lebensenergien zu schöpfen, die in den Quellgründen der Gegenwart zu versiegen scheinen. „Wenn unsere Epoche eine des Untergangs sein soll“, sagt Hugo von Hofmannsthal, „wie vieles ist doch noch da, unverbraucht, in ursprünglicher Reinheit“. Aus diesem Glauben an die „unzerstörbaren Lebensbegriffe“, die noch inmitten allen Verlustes unseren bleibenden Reichtum ausmachen, hat Heuschele den Geist einer sowohl christlich als humanistisch gesinnten abendländischen Überlieferung der Zeit ins Gedächtnis gerufen. Indem er aber von dem, was unbestreitbar und allezeit den Namen des Humanen verdient, ein gültiges Zeugnis ablegt, appelliert er zugleich an die durch unser Gewissen verbürgte moralische Freiheit. Dieser Appell ist es, durch den der Dichter auch im Abwehren, im Verneinen des Negativen schöpferisch wird.

Ohne Zweifel eignet dem bewahrenden Geist ein „Zug des Konservativen“, nicht aber, wie Heuschele hinzufügt, „des Reaktionären“. Denn diese Haltung, die sich nicht allein dem Erbe der Überlieferung, sondern auch der tiefgreifenden Wandlung des Zeitgeists offenhält, steht im Zeichen jener „konservativen Revolution“, von der Hofmannsthal, der Freund und frühe Weggenosse, als einem Vorgang spricht, der sich im Schaffen seiner Generation, ja ganz allgemein in der Dichtung unserer Zeit vollzieht. Auch Heuschele will eine Brücke über die Zeiten bauen. Was ihm dabei als Rechtfertigung seines Schaffens vor Augen steht, mag ein Wort aus einem späten Essay erhellen: „Die Aufgaben, die den Trägern des bewahrenden Geistes obliegen, sind nicht minder schwer und verantwortungsvoll, aber auch nicht minder schön und beglückend als die, die den Trägern des schöpferischen Geistes zukommen.“

Emanuel Geibel und das Schwabenland

Nach unveröffentlichten Briefen aus dem Goethe-Schillerarchiv

Von Wilhelm Schoof

Schon während seiner Bonner Studentenzeit trug sich Emanuel Geibel mit dem Gedanken, im September 1835 eine Wanderung durch das Schwabenland zu unternehmen, wenn es Zeit und Geld erlaubten. „Da wollte ich“, schreibt er einem Lübecker Schulfreund, „von alter schöner Zeit schwärmen. Die Sonne sollte mir aufgehen auf dem Gipfel des Staufen und von Hohenzollerns Zinnen wollte ich sie versinken sehen – blutrot in farblose Nebel; ich wollte die heiligen Räume aufsuchen, wo der blonde Konradin mit seinem Friedrich spielte in blühender Kindheit, und im Kloster zu Lorch auf die steinernen Särge weinen, daß wir keinen Kaiser mehr haben. O, es muß tröstlich sein, zu wandeln in einem Lande, wo das Ge-flüster der Bäume, das Murmeln der Quellen von Sagen

und Minneliedern rauscht...“ Leider kam die geplante Wanderfahrt nicht zustande.

Erst acht Jahre später um dieselbe Jahreszeit, als seine Mittel es ihm nunmehr erlaubten, konnte er seinen langgehegten Plan zur Ausführung bringen. Von St. Goar aus, wo er den Sommer über mit Freiligrath zusammen am Rhein verlebt hatte, trat er Anfang September 1843 seine schwäbische Wanderung an. Zweck dieser Reise war hauptsächlich, mit dem Verleger Cotta in Stuttgart in nähere Verbindung zu treten.

Geibel fuhr von St. Goar über Geisenheim, Mainz, Darmstadt, Karlsruhe nach Heilbronn, von dort nach Weinsberg, wo er drei Wochen als Gast von Justinus Kerner verweilte, den er im August in St. Goar kennen gelernt

hatte. Von hier aus reiste er nach reichlich genossener Gastfreundschaft nach Stuttgart weiter, wo er von König Wilhelm in Audienz empfangen wurde und viele neue Freunde gewann, auch dem Verleger Cotta näher trat. Im Februar 1844 verließ er Stuttgart wieder und langte auf Umwegen zu Ostern wieder in seiner Vaterstadt Lübeck an, hochbefriedigt von den gewonnenen mannigfachen Eindrücken.

Über diese Reise Geibels besitzen wir zwei Briefe an Freiligrath aus Stuttgart, die sich im Freiligrathschen Nachlaß im Goethe-Schillerarchiv in Weimar befinden. Im Kernerhaus in Weinsberg war er mit Levin Schücking und seiner jungen Frau Luise geb. von Gall sowie mit seinem Lübecker Freund Röse zusammengetroffen. Auch Schücking hat in seinen „Lebenserinnerungen“ (Breslau 1886) des Besuches im Kernerhaus und seines Zusammentreffens mit Geibel gedacht. Nach drei dort sehr vergnügt verbrachten Wochen war Geibel nach Stuttgart weitergereist, ohne etwas von sich hören zu lassen. Darüber war natürlich Kerner sehr befremdet und beklagte sich bitter in Briefen an Freiligrath. An diesen schrieb er am 23. April 1844: „Dieser Mensch ersoff fast in Vergnügungen und Huldigungen und kümmerte sich um mich Verlassenen hier überhaupt nicht mehr. Er schrieb mir nicht einmal seine Abreise von Stuttgart, und wo er jetzt ist, weiß ich nicht. Ich liebe ihn und bin ihm nicht böse, aber er handelte nicht gut an uns. So muß man nicht sein, besonders nicht in dieser Jugend.“

Geibels Bericht über seine schwäbische Reise ist datiert vom 23. Oktober 1843: „Am folgenden Mittag mit der Post nach Heilbronn. Dort im „Falken“ fand ich einen alten Universitätsfreund, Cludius, den tollsten Kerl, der mir je vorgekommen, aber mit einem Anflug von lebenswürdiger Genialität. Da war an kein Weiterfahren zu denken. Lieder schallten, Pfropfen knallten, aber diesmal wurden keine Zöpfe abgehauen, sondern angehängt. Mir war etwas schwindlicht, als ich zu Bett kam. Am nächsten Morgen sang der Vogel Johann Jakob Wendehals in ziemlich unerquicklicher Melodie, bis ihn endlich der frische Herbstwind, der um die Zinnen von Götzens Gefängnisturm piff, zum Schweigen brachte.“

Nachmittags gings nach Weinsberg. Ich war dort in das rebenumwachsene Gartenhäuschen im Garten gegenüber einquartiert und war bald unter den lieben Leuten zu Hause. Kerner ist eine schöne, aber wunderliche Natur, nur fast zu weich. Ich möchte ihm etwas mehr Sprödigkeit und Umsicht wünschen. Doch macht sein Humor vieles gut; das Riclele aber, ein Weib ganz aus einem Stück, die vortrefflichste Hausfrau und doch voll Sinn für alles Schöne, ohne irgendwelchen Anspruch. Wohl dem, der es so findet! Theobald (der Sohn) ist besser als sein Ruf, aber eine dämonische Natur. Schlimm ist's, daß der Vater ihn durchaus nicht zu nehmen weiß und ihn, freilich in der besten Absicht, aber doch ohne Takt, nur zu häufig am verkehrten Ort verletzt, so daß fast täglich Reibungen entstehen. Das verkümmerte mir auch zum Teil den angenehmen Aufenthalt, und es erfreute mich

daher doppelt, als mein Freund Röse auf Kerners Einladung aus Stuttgart eintraf und ein neues Element ins Haus und in die Unterhaltung brachte. Wenige Tage später rasselte Abends ein schwerer Reisewagen vor's Haus. Alles eilte mit Lichtern die Treppe hinab, und ich war nicht wenig überrascht, in den Ankömmlingen Levinum und Levinam (das Ehepaar Schücking) zu erkennen, die auf ihrer Reise nach Augsburg bei Kerner vorsprachen und wegen eines leichten Unwohlseins der Neuvermählten ein paar Tage in Weinsberg rasten wollten. Wie ich sie so beieinander sah, konnte ich mich allerlei seltsamer Gedanken nicht erwehren. Sie nannten sich immer noch ‚Sie‘. Gallina war unterhaltend, aber kühl, auch gegen Levin – wenigstens in unserer Gegenwart. Von dem träumenden, hoffenden, süßverschämten In sichgekehrtsein einer jungen Frau auch nicht eine Spur. Könntest Du sie Dir als Mutter denken? – Levin aber ist blind oder will nicht sehen, oder sollte ihn die Sinnlichkeit so befangen, daß er etwas anderes noch nicht vermißt? Der Himmel führe alles zum Besten; ich kann mich geirrt haben, aber ich fürchte viel. Und das tut mir doppelt leid, weil auch hier in Weinsberg Levin mir an Geist und Herz nur lieber wurde. Seine Novelle in der Urania habe ich noch nicht gelesen, kann also über diesen Punkt nicht urteilen. Dagegen das Schloß am Meer, das reich an Schönheiten ist, das Leben in Münster und die Geschichten auf der Dielburg sind vortrefflich dargestellt. Alfieris Charakteristik ist gut geschrieben, aber durchaus unwahr. Und dann hängt so viel Flickwerk dazwischen. Was soll diese Frau von Lascomte, die als Hauptperson eingeführt wird und dann gänzlich verschwindet? Was soll die französische Emigrantenfamilie, die nur zwischen geschoben ist, um einige Raisonsnements über die Revolution an den Mann zu bringen?

Daß trotz des Protestierens von Gallina tüchtig gespenstert wurde, magst Du denken. Kerner, Levin, ich und Röse, der von jeher in allen Chroniken auf abenteuerliche reichsstädtische Spukgeschichten Jagd gemacht hatte, wir waren gerade die rechte Bande zusammen. Ja, am zweiten Abend, da wir es ganz toll getrieben hatten, ging die Sache noch weiter. Ich kann Dich feierlich und in allem Ernste versichern, daß ich mit Röse einen vollkommenen Spuk erlebt habe. Doch davon mündlich mehr, die Sache würde hier zu breit werden. – Nach drei Tagen reisten Schückings ab, bald darauf Röse, dem ich wiederum in kurzer Frist nach Stuttgart folgte. Jetzt leb ich hier einstweilen recht angenehm; mein Zimmer in der hohen Straße No. 9 geht auf Gärten und Berge, und der wieder milde werdende Herbst wirft mir freundlich seinen goldensten Sonnenschein ins Fenster. Ich wohne wie auf dem Lande und genieße doch die Annehmlichkeiten der Residenz: Umgang, Theater, Musik. Dingelstedt kam mir sehr freundlich entgegen, er ist ein geistvoller, poetisch veranlagter Mensch, und ich kann ihn recht wohl leiden, wenn er nur etwas jugendfrischer, begeisterungsfähiger und – zuverlässiger wäre. Mit Schwab und Pfizer stehe ich freundschaftlich. Persönlich angenehmer ist mir

Grüneisen, ein feiner Mann voll Sinn und Geschmack. Auch mit Kölle hab ich gern zu tun. Er spricht zwar viel, aber dann hab ich's nicht nötig und wenn er auch hin und wieder Unterhaltbares vorbringt, so weiß er doch aus seiner reichen Erfahrung viel Gutes und Interessantes mitzuteilen. Hackländer ist ein guter Junge, hat aber mehr Glück als Verstand. Heute Mittag machte ich Cotta meinen Besuch, der mich zuvorkommend empfing, vermied aber absichtlich einstweilen alle Erwähnung von Geschäften. Auch bei der Anmutstrampel* bin ich gewesen, sie hofft stark auf ein paar Zeilen von Dir . . ."

Dieser Brief wird ergänzt durch einen zweiten. Stuttgart, Februar 1844.

"... Und mein Leben in Stuttgart? Davon ließe sich manches sagen. Als Poet hab ich nicht viel getan, aber viel gearbeitet (Geschichte und Politik), viel gesehen und viel gelernt. Man nahm mich hier freundlich auf, vorzüglich in den höheren Kreisen. Vor vierzehn Tagen wurde ich dem König auf seinen Wunsch in einer Privataudienz vorgestellt. Dennoch würde es mir hier auf die Länge schwerlich behagen. Die Schwaben sind eben doch verzwickte Kerle, die zu unser Einem nicht passen. Der Sinn für alles, was ich großen Stil nennen möchte, geht ihnen ab. Die meisten sind eckig, und des ewigen Trutzens und Pochens auf ihr Gemüt wird man endlich überdrüssig. Wir haben doch auch ein lebendig Herz in der Brust, ohne daß wir darum meinen, alle Dummheit und Stummheit, und bisweilen ein gut Stück Falschheit dürfte deswegen nur so ohne weiteres mit unterlaufen. Ihre guten Seiten verkenne ich nicht. Die schlimmen sind mir darum nur entschiedener aufgefallen, weil man in Norddeutschland gewohnt ist, von den Schwabenkindern als wie von halben Engeln zu reden. Nun – etwas Wahres ist auch daran, sofern man nämlich nicht, wie ich bisher tat, von der männlichen Hälfte der Bevölkerung redet, sondern von der weiblichen. Weiß Gott, die Mädels sind hier ein süßes, rosenrotes Geschlecht voll Anmut und Holdseligkeit. Wenn ich manchmal des Abends in den hellerleuchteten Saal trat und all die reizenden Köpfchen sah in blonden und schwarzen Locken, und all das heimliche Feuer, das verstohlen aus den schwarzbraunen Augen funkelte, und die weiche, hingebende Sehnsucht, die in den blauen schwamm, wenn dann die Musik dazwischen rauschte und nun beim Tanz der ganze Schmelz der Jugendblüte in reizender Bewegung sich entfaltet – Mensch, da hat's mir oft durch die linke Seite gejuckt, und ich hätte lachen mögen und weinen und jauchzen zugleich; und trüg ich nicht mein Herz wie der eiserne Heinrich in dreifachen Eisenbanden: ich hätte mich verliebt zehnmal für einmal."

Noch einigemal ist Geibel in das ihm liebgewordene Schwabenland zurückgekehrt. Im Juli 1852 besuchte er seinen Lübecker Schulfreund Ferdinand Röse und stat-

tete bei dieser Gelegenheit dessen Gartennachbarn Uhl-land einen Besuch ab, der sehr aufgeräumt war und ihn in seinem Garten mit dem schattigen Lusthäuschen umherführte, von wo der Blick in das weite Neckartal bis an die blauen Höhen der Alb schweift. Im Herbst 1854 verlebte er herrliche Tage mit seiner jungen Frau Ada in Lindau am Bodensee und durchstreifte das Schwabenland nach allen Richtungen. Am Schluß ihres zweimonatigen Aufenthalts unternahmen sie eine Dampferfahrt an den „reizenden schwäbischen Ufern entlang“ nach Konstanz, das mit seinen stattlichen Türmen und historischen Erinnerungen einen starken Eindruck hinterließ. Noch nach zehn Jahren gedachte Geibel in seinen „Spätherbstblättern“ der am Bodensee verlebten Stunden, der den „schönsten meiner Herbstes sah“.

Im nächsten Herbst weilte Geibel zehn Tage zur Erholung in Obertürkheim bei Stuttgart, besuchte Eßlingen, das ihm mit seinen Giebeln und Türmen, seinen Erkern und Kirchen außerordentlich gut gefiel, schlenderte in Stuttgart die hohe Straße auf und ab, um alte Erinnerungen an den dort verlebten Herbst im Jahre 1843 aufzufrischen, und besuchte Mörike. Er berichtete am 17. September 1855 seiner Gattin: „Mörike traf ich nicht gleich; eine hübsche, fast noch jugendliche Frau bestellte mich auf den Nachmittag wieder. Da ich Niemand anders besuchen wollte und durchaus nichts zu tun hatte, ging ich in die hohe Straße, wo vor zwölf Jahren meine Wohnung gewesen war. Die Gartenpforte war nur angelehnt; ich trat in das Gärtchen neben dem Hause, in dem wir an ähnlichen Herbsttagen so oft gesessen und bei Gitarrenklang unsern Wein getrunken hatten. Der Nebengang und die Blumen auf den Beeten blühten wie damals, die großen Scheiben meines ehemaligen Flügelzimmers blitzten in der Sonne; nur dem Flügel selbst war es ergangen wie seinem früheren Bewohner: er sah um ein gut Teil älter und verwitterter aus. Als ich noch stand und mich umblickte, ging die Glastür des Wohnzimmers auf, und eine weibliche Gestalt trat heraus; das bewog mich zu schleunigem Rückzug . . .

Nach beendiger Tafel ging ich dann wieder zu Mörike. Seine Erscheinung überraschte mich im ersten Augenblick. Er ist ein kleiner, alternder Mann von rundlichen Formen mit graublondem, geistlichem Haar und wasserblauen Augen, von denen das eine leicht schielt. Anfangs hob er auf gut schwäbisch jeden Satz mit dem „Herrn Professor“ an; allein bald wurden wir warm, und die Förmlichkeit hörte von selbst auf. Er sprach harmlos mit leichtem sich gehen lassen, aber geistvoll und graziös. Am meisten schien ich bei ihm dadurch zu gewinnen, daß ich meine Antipathie gegen die Lenausche Manier aussprach. Da fiel ihm sichtlich ein Stein vom Herzen. Daß ich den reichen, prächtigen Menschen nur ungern und innerlich warm und wohlthätig angeregt verließ, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen."

Im Spätsommer des nächsten Jahres brachte Geibel mehrere Wochen in Achern in Baden zu und reiste noch für

* Gemeint ist Frau Emma von Suckow, mit ihrem Schriftstellernamen Emma von Niendorf, eine Anhängerin von Kerners Forschungen auf dem Gebiet der Geisterwelt.

einige Tage nach Stuttgart, wo er Mörike freundschaftlich näher trat und sehr anregende, erfrischende Stunden in seinem Haus verbrachte. In Weinsberg im Kernerhaus kehrte er auch noch einmal im Juli 1847, als er von Tü-

bingen kam, für kurze Zeit ein und wurde wieder ebenso herzlich wie im August 1843 aufgenommen, da aller Gram über Geibels Unterlassungsünden längst vergessen war.

Ein Schulmeister aus Balingen um die Wende des 18./19. Jahrhunderts

Nach seiner Lebensbeschreibung von einem Urenkel

Von Erich B. Richter

Seine Vorfahren waren Handwerker gewesen, die meisten sind in Balingen geboren und in Balingen gestorben. Der eine oder andere kam aus Rosenfeld oder Hagelloch, also aus der näheren Umgebung. Nur einer der Vorfahren, ein Großvater mütterlicherseits war Knabenschulmeister, und ihm wollte wohl der junge Samuel nacheifern. Doch es war für ihn ein langer und mühseliger Weg bis zum Lehrberuf. Als Kind hatte er, einziger Sohn, wenig Umgang mit anderen, denn seine Eltern suchten ihn vor der Verführung zu bewahren. In den Jahren um 1770 war eine „Erweckung“ in der Gegend, es mögen um hundert „Seelen“ gewesen sein, die ein Helfer Klemm um sich versammelte, damit sie gemeinsam den rechten Weg zu Gott und Heiland fänden. Dem Knaben hat diese Erweckung einen tiefen Eindruck hinterlassen – bis zu seinem Tod hat er mit großer Leidenschaft den Weg des frommen Pietisten verfolgt, und seine eigenen Kinder und Enkel aufs stärkste beeinflusst. Wenn er berichtet, daß er sehr furchtsam gewesen sei, so mag die Furcht vor ewiger Strafe ihr Teil dazu beigetragen haben.

Mit elf Jahren war Samuel in der Lateinschule, lernte außer Latein auch etwas Griechisch und befaßte sich mit Musik. Doch wurde ihm die Aufnahme ins Lehrerseminar in Eßlingen versagt – es habe zuviele Bewerber gegeben. Die Folge war, daß er bei seinem Vater das Schneiderhandwerk erlernen mußte. Lange hielt er es dabei aber nicht aus, denn als sich die Gelegenheit bot, zu einer Herrenhutischen Gemeinde nach Barby bei Magdeburg zu kommen, da griff er zu. Der Abschied von daheim war schwer: glaubte er doch, nun Eltern und Vaterland für immer verlassen zu müssen. In Barby wurde er feierlich durch Bischof Spangenberg in die Gemeinde aufgenommen, aber seine Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Trotz allem Guten, was er bei den Brüdern in Barby und ihrer Gemeinde erfahren durfte, war die Lehrstelle keine gute gewesen. Er mußte viel Hunger leiden und dazu kamen innere Anfechtungen. Als der Vater in Balingen von dieser Lage seines Sohnes erfuhr, da holte er ihn zurück, noch ehe die Buchdruckerlehre

beendet war. Die Brüdergemeinde, die das Kostgeld erlegt hatte, erklärte sich mit Aufhebung des Lehrvertrags einverstanden, verzichtete auf Rückzahlung und erteilte dem Lehrherrn einen strengen Verweis.

Nun aber war guter Rat teuer. Samuel half in der Schneiderei und suchte daneben seine Kenntnisse im Latein und in der Musik zu verbessern, in der Hoffnung, doch noch einmal als Lehrer angestellt zu werden. Da kam aber im Jahre 1788 eine Rekrutenaushebung ins Land für jenes bekannte Kapregiment. Um der Aushebung zu entgehen, mußte Samuel in die Schweiz reisen, wo er sich mühsam mit „Schreiben“ für einen Geistlichen durchbrachte, u. a. auch für Lavater. Weil diese Arbeit unregelmäßig war und nicht gerade viel einbrachte, half er in der Baumwollweberei seines Kostherrn in dem Gedanken, vielleicht könne er Weber werden. Doch als die Gefahr des Militärdienstes zuhause vorüber war, kehrte er nach Balingen zurück.

Schneider, Buchdrucker, Weber, von allen diesen Handwerken hatte er etwas gelernt, aber keines schien für ihn zu passen. Zäh verfolgte er den Gedanken, Schulmeister zu werden. Offenbar hatte er schon so viel gelernt, daß er nicht nur Privatunterricht geben, sondern auch den Großvater Schmelz, wenn er krank war, beim Schulhalten vertreten konnte. Man muß sich denken, daß damals die zentrale Schulbehörde in Stuttgart weit weg war und offenbar keine besonderen bürokratischen Anforderungen an Krankheitsvertreter stellte. Welcher Schulinspektor unserer Tage könnte bei solchen Verhältnissen in seinem Bezirk wohl noch ruhig schlafen?

Und doch – es wurde die Stelle des Provisors an der Knabenschule frei. Samuel Sting, nun 24jährig, bewarb sich. Wegen seiner Zugehörigkeit zu den pietistischen Kreisen wurde er jedoch zuerst von der geistlichen und der weltlichen Obrigkeit zurückgewiesen. So kam er in schwere innere Anfechtungen. Eine angesetzte Prüfung bestand er unter fünf Bewerbern als bester, und darum wurde er nach einer Vorstellung in Stuttgart doch gewählt. Freilich mußte er das Zugeständnis machen, daß er keine pietistischen Versammlungen mehr abhalten